

Nr. 29. Bromberg, den 10. Februar 1926.

Der Globus-Apotheker.

Ein humoristischer Reiseroman von Heinz Welten.

(34. Fortsetzung.) ———

Jetzt führte der Weg über ein Lavaplateau, das Berge von phantastischen, nie geschauten Formen mit versengten Aschenkegeln umkränzten.

„Alle diese Berge sind einmal Vulkane gewesen," belehrte Dr. Heinicke.

„Das ist furchtbar interessant," antwortete Minchen. „Bitte, erzählen Sie weiter. Sie können so wundervoll erzählen."

Er begann zu erklären. Er verstand gut, etwas klar zu machen, weil er bis zu den Anfängen zurückging, nichts voraussetzte, nichts erwartete. Er sprach, wie er gewohnt war, vor seiner Klasse zu sprechen. Minchen hörte ihm gern zu. Denn sie wußte daß die gebildete Unterhaltung nur ein Übergang war, nur die Einleitung zu einem anderen, interessanteren Thema. Es war eine richtige Unterrichtsstunde, in der sie gut aufpassen mußte. Aber am Schluß der Stunde würde er eine Frage an sie richten, eine einzige Frage nur. Sie wußte schon jetzt, was sie darauf antworten würde.

Mit Herrn Langbein hatte sie sich im Stadtpark verloben wollen und mit Herrn Podrotschek auf dem Schiff. Heute aber würde sie gar auf dem Pferde eine Liebeserklärung bekommen! Und aus dieser Erklärung würde eine Ehe folgen. Die Mutter hatte es ihr heute morgen noch einmal gesagt. Ein Heiratsantrag zu Pferde! Liese Müffelmann würde platzen.

Aber Dr. Heinicke sprach die Frage nicht aus. Es war ihm völlig ernst mit seinem Verlangen gewesen, sie zuvor noch gründlich zu prüfen, ehe er sich ihr erklärte. Aus einem Impuls heraus hatte er gestern bei ihrer Mutter angehalten. Heute war er ruhiger. Nicht als ob sie ihm jetzt weniger begehrenswert erschien. Davon konnte nicht die Rede sein. Sie hatte ein musterhaftes Benehmen, war bescheiden und sah zu ihm auf mit der Verehrung, die ein guter Schüler für seinen Lehrer besitzen muß. Wie aber war es mit ihrem Fleiß?

Darüber mußte er sich noch Gewißheit verschaffen. Daß sie die Reiseordnung sauber abgeschrieben hatte, sprach für sie und hatte ihn vorgestern bestochen. Aber es genügte noch nicht, um auch ihrem Fleiß die Note Eins zu erteilen. Er mußte andere vollwertigere Beweise erhalten.

Drum prüfe, wer sich ewig bindet! Der Schillervers ging ihm nicht aus dem Kopf.

Gudmundson war in Verzweiflung. Er hatte sich wie ein Kind gefreut, als Herr Zoega ihm die Führung der deutschen Gesellschaft angetragen hatte. Nicht nur des Geldes wegen obgleich er es gut gebrauchen konnte. Aber der Ritt würde ihn zur Allmannagja bringen, zum Geysir, zum Gullfos, zur Hekla! Gab es etwas Schöneres auf der Welt, als einen Ritt durch Island?

Doch gar nichts würden sie zu sehen bekommen, wenn sie in diesem Tempo weiter ritten. Eine Schnecke war ein Rennpferd dagegen. Vielleicht würden sie morgen am Geysir ankommen, vielleicht erst übermorgen.

Hedda fühlte Mitleid mit ihm; er weinte beinahe.

„Ich will die Herrschaften da hinten ein wenig antreiben."

„Herzlieb, es ist ein so schöner Morgen. Wollen wir ihn nicht für uns genießen?"

„Nein, du Lieber. Heute sollen alle Menschen froh sein, auch unser Freund Gudmundson. Eine halbe Stunde kannst du deine Hedda schon entbehren. Hast sie noch lange genug."

Sie drängte ihr Pferd gegen das seine, bis sie ihm nahe genug war. Dann schlang sie ihm den Arm um den Hals, bog seinen Kopf hintenüber und drückte ihm einen Kuß auf die Lippen. Das Pferd, vom Anprall erschreckt, sprang zur Seite, so plötzlich, daß er hastig in die Mähne griff, um nicht herunter zu fallen.

Sie parierte ihr Pony, warf es kurz herum und winkte lachend mit der Peitsche. „Das ist deutscher Brauch, Freund Gudmundson. Aber Mund halten! Auf Wiedersehen!"

Die rauhe Felsenlandschaft hatte einem freundlicheren Bilde Platz gemacht. Zur Rechten war eine lange Kette grüner Hügel aufgetaucht. Täler und Schluchten öffneten sich zwischen ihnen und an den Abhängen breiteten sich grüne Matten, durch die sich kleine Bäche wie blaue Schlangen wanden. Hier und da stiegen weiße Dampfwolken aus dem Boden auf; auch der silberne See, der jetzt sichtbar wurde, dampfte an verschiedenen Stellen.

„Das ist der Lögarvattn", sagte Dr. Heinicke. „Es ist deutlich zu sehen, daß er auf vulkanischem Boden liegt. Dort wo es dampft, münden heiße Quellen in ihn."

„Es ist furchtbar interessant; alles ist furchtbar interessant", sagte Minchen Enkelmann.

Hedda kam ihnen entgegen. Sie war die ganze Strecke Galopp geritten und ihre Wangen glühten.

„Ist das nicht herrlich! So eine Reise habe ich mir immer gewünscht. Den ganzen Tag im Sattel. Wenn nur die Pferde besser wären! Das Tier, das ich heute habe, ist auch kein Vollblut."

Dr. Heinicke war mit seinem Pferd zufrieden. „Liegt es wirklich nur am Pferde? Denken Sie daran, was uns Zoega gestern am Telephon sagte."

Hedda lachte. „Und ich hatte mir immer eingebildet, eine leidliche Reiterin zu sein. Aber der Mensch bildet sich viel ein."

„Das tut er", warf Minchen mit Genugtuung dazwischen. „Aber die Einbildung ist niemals etwas wert. Die Strafe kommt immer nach."

Sie, das bescheidene Minchen wurde eine Braut; die kokette Hedda aber mußte ledig heimkehren. Es gab noch eine Gerechtigkeit im Himmel.

Klappernde Hufe wurden hinter ihnen laut.

„Vorsichtig! die Packpferde!" rief Dr. Heinicke.

Aber die herangaloppierenden Ponys trugen keine Packkisten, sondern Frau Enkelmann und den Apotheker.

Overweg biß die Zähne aufeinander und stierte gerade aus. Er war ganz gelb im Gesicht. Frau Enkelmann hielt sich mit einer Hand am Sattel fest, packte mit der anderen die Zügel und hämmerte mit den Füßen andauernd gegen den Bauch ihres Pferdes.

„Einen Augenblick noch, lieber Dietrich! Nur einen Augenblick noch. Wir haben sie gleich eingeholt. Dann reiten wir wieder langsam."

Sie war hochrot im Gesicht und drohte jeden Augenblick aus dem Sattel zu rutschen. Aber sie hielt sich wacker. Das hatte gerade noch gefehlt! Jetzt, wo er sich erklären sollte, kam Fräulein Vulpius und wollte auch mit ihm reiten.

„Vorwärts, lieber Dietrich! Liebster, bester Dietrich! Nur eine Minute noch."

Dietrich Overweg traten die Tränen in die Augen vor Schmerzen.

Endlich hatten sie die Voranreitenden erreicht.

„Fräulein Vulpius! Fräulein Vulpius!"

Hedda hielt an und wendete.

„Frau Enkelmann, haben Sie mich gerufen?"

„Ja, liebes Fräulein. Möchten Sie nicht auch einmal ein wenig mit uns reiten? Wir haben ja gar nichts von Ihnen. Gestern haben wir Sie den ganzen Tag nicht gesehen und heute sind Sie auch immer da vorn. Leisten Sie uns doch auch ein wenig Gesellschaft!"

Schon war Hedda an ihrer Seite. „Aber sehr gern, Frau Enkelmann. Wenn Sie mich haben wollen. Ich dachte, Sie wollen nichts von uns wissen. Gestern abend hatten Sie sich so früh zurückgezogen. Wir waren noch ein Stück spazieren gegangen. Auf den Gesetzesfelsen sind wir heraufgeklettert.

Der Mond schien so klar und die Nacht war so hell. Es war ein wundervolles Bild."

Frau Enkelmann ließ sie plaudern und freute sich, daß sie sie glücklich von Minchens Seite fortbekommen hatte. Dietrich Overweg stöhnte tief auf. Hedda hatte einen leichten Galopp angeschlagen.

Frau Enkelmann riß ihr Pferd am Zügel. „Ach, du armer Dietrich. Nein, das geht nicht, Fräulein Vulpius. Wir müssen langsam reiten. Er hat sich durchgeritten und das tut so weh."

Heddas Gesicht wurde lang. Das war eine dumme Geschichte. Der arme Gudmundson.

„Es muß an den Sätteln liegen. Die Sättel sind furchtbar hart. Wenn wir ein Kissen hätten, würde der Herr Apotheker es leichter haben."

Frau Enkelmann strahlte. „Ich kann ihm helfen. Ich habe mein Kissen mitgenommen."

„Das ist gut, das ist sehr gut. Wir machen es mit Riemen auf dem Sattel fest. Dann schmerzt der Sattel nicht mehr. Welche Kiste haben Sie?"

„Nummer 5. Es steht auch T. E. darauf. Das habe ich mit Kreide drauf geschrieben. Aber es ist schon etwas verwischt."

Hedda hörte die letzten Worte nicht mehr; sie hatte gewendet und ritt zu Eynarson zurück, der die Packpferde zusammenhielt. Schon kam sie wieder an, galoppierend, mit verhängtem Zügel, das kleine Kissen hoch in der Linken.

„Da ist es. Jetzt werden wir den Schaden gleich heben."

Sie hielt Dietrichs Pferd am Zügel, bat ihn abzusteigen und befestigte das Kissen am hinteren Rande seines Sattels, der sich nach oben warf und hart wie ein Brett war.

„So, bitte. Nun wird Ihnen besser sein. Jetzt sitzen Sie wie in einem Klubsessel."

Dietrich Overweg setzte sich vorsichtig zurecht, ritt langsam Schritt für Schritt. Sein schmerzlich verzogenes Gesicht glättete sich, erhielt wieder Farbe. Das kleine Fräulein hatte recht gehabt. So ritt es sich bedeutend angenehmer.

Hedda dachte an Gudmundson und an ihr Versprechen.

„Wollen wir es noch einmal mit dem Trab versuchen? Nur einen ganz kleinen, leichten Trab."

Sie ließ die Zügel etwas locker, klopfte ihr Pony auf den Bug. Trab, trab, trab.

„Au!" schrie Dietrich Overweg auf. „Au, au! Aufhören! Ich kann nicht mehr!" Die hellen Tränen rannen ihm über das Gesicht.

„Es ist jetzt noch viel schlimmer. In dem Kissen sind Steine."

Hedda war wieder abgestiegen und hielt sein Pferd am Zügel, damit er sich beruhigen sollte. Er machte einen beklagenswerten Eindruck.

„Steine?" Frau Enkelmann fühlte sich trotz des Mitgefühls, das sie mit ihm hatte, im höchsten Maße beleidigt.

„Steine! Es wäre gut, wenn jeder Mensch solche Steine in seinem Kopfkissen hätte. Es sind Daunen darin, die allerfeinsten Daunen. Ich habe sie selbst gesammelt, denn was man zu kaufen bekommt, taugt nichts."

„Es sind doch Steine", jammerte Dietrich Overweg, „spitze Steine. Ich habe sie gefühlt."

Frau Enkelmann wollte von neuem beginnen, diesmal um eine Tonart schärfer. Steine in ihrem Kopfkissen! Ihre Hausfrauenehre konnte nicht empfindlicher getroffen werden.

Doch Hedda schnallte schon die Riemen ab.

„Wir können ja einmal nachsehen."

Sie hielt das Kissen, drückte es von allen Seiten.

„Ja, jetzt fühle ich es auch. Hier ist etwas Hartes. Kann man das Kissen aufmachen?"

Frau Enkelmann saß auf ihrem Pferde und nahm übel. Die ganze Unterhaltung ging sie nichts an. Steine in ihrem Kopfkissen! Ebenso gut konnte man behaupten, daß sie Löcher in ihren Strümpfen hätte.

„Kann man das Kissen aufmachen?"

„Natürlich kann man es aufmachen. Am äußeren Bezug sind Druckknöpfe und am inneren sind Knopflöcher. Wenn man Augen im Kopf hat, kann man sie sehen."

Es klang nicht sehr liebenswürdig.

Hedda achtete nicht auf den Ton. Sie war schon ganz bei der Arbeit, knöpfte auf, suchte, tastete, fühlte. Jetzt hatte sie die Steine gefunden.

Triumphierend hielt sie zwei vertrocknete Brötchen in der Hand.

„Da sind die Steine, zwei Brötchen. Wie sind die da hineingekommen?"

Frau Enkelmann schaute entgeistert. Die Brötchen vom Tivoli, die sie so lange gesucht hatte! Sie hatte sie in den innersten Bezug des Kissens gesteckt, um sie gleich bei der Hand zu haben, wenn sie nachts Hunger bekommen würde.

Frau Enkelmann nahm ein Brötchen in die Hand. Nein, essen konnte man sie nicht mehr. Man mußte sie wegwerfen. Doch Hedda hielt ihre Hand auf. „Die bekommen unsere Pferdchen. Jedes ein halbes und das Pferdchen vom Herrn Apotheker ein ganzes, weil er der Finder gewesen ist."

Die Ponys zermalmten das harte Brot zwischen ihren weißen Zähnen.

Endlich ritten sie weiter, langsam Schritt für Schritt. Hedda wagte nicht mehr, zum Trab aufzufordern. Der Apotheker hatte vorhin gar so kläglich geschrien.

Der Weg führte in Serpentinen hinab an den Lögarsee und lief an seinem Ufer entlang.

Vor einem Gehöft am See fanden sie die ganze Reisegesellschaft ihrer wartend, Gudmundson, Elterlein, Dr. Heinicke und Minchen. Unmittelbar hinter ihnen kam Eynarson, dem die Packpferde heute viel Arbeit machten.

Elterlein, Dr. Heinicke und Minchen saßen bereits auf der Wiese und ließen ihre Pferde grasen. Gudmundson wartete auf die Packpferde, um aus der Konservenkiste das Mittagessen zu nehmen. Hier war just ein guter Platz zum Rasten, die letzte Wiese und das letzte Gehöft vor der großen Einöde, in der der Geysir lag.

Overweg hob sich mühsam aus dem Sattel, stand breitbeinig und schaute zum Gehöft hinüber, indes Minchen mit Gudmundson gemeinsam die Konservenbüchsen auswählten. Elterlein saß im Grase und rauchte eine Zigarette, die Hedda ihm präsentiert hatte. Er war etwas verstimmt gewesen, weil er den ganzen Weg hatte allein reiten müssen. Doch als sie ihm von den entdeckten Brötchen berichtete, mußte er lachen.

Overweg schaute noch immer hinüber zum Gehöft. Wie ein richtiger Maulwurfshügel lag es da, in der Matte eingebettet, drei kleine niedere Häuser, die aneinander lehnten. Zwei von ihnen hatten Fenster; doch diese waren geschlossen. Die Häuser waren mit Rasen statt mit Ziegeln gedeckt, und machten einen verwahrlosten, kläglichen Eindruck. Und doch! Wenn er hier zur Nacht bleiben könnte! Wenn er heute nicht weiter reiten müßte!

Die wahre Liebe überwindet alles. Eine gegen Sechs mußte Frau Enkelmann kämpfen, um seinem Wunsch Gehör zu verschaffen. Die beiden Führer erklärten, daß derlei noch niemals vorgekommen sei. Sie wären kaum mehr vier bis fünf Reitstunden vom Geysir entfernt und jetzt sei es Mittag! Um sechs Uhr, spätestens um sieben Uhr würden sie im Geysirhotel sein, auch wenn sie den ganzen Weg Schritt reiten würden. Hedda war der gleichen Ansicht und Elterlein schloß sich ihr an, teils, weil er überhaupt keine andere Ansicht mehr haben konnte, als die ihre, teils aus Vernunftsgründen. Wenn man eine längere Rast machen wollte, konnte man sie am Geysir machen. Dann hatte man die Chance, vielleicht einen Ausbruch mit anzusehen.

Dr. Heinicke pflichtete ihm bei und selbst Minchen wollte von einer längeren Rast nichts wissen. Noch hatte er nicht gesprochen und hier auf dem Bauernhof, wo sie nicht einen Augenblick allein sein würden, würde er auch nicht sprechen. Außerdem wollte sie eine Liebeserklärung zu Pferde haben, der Liese Müffelmann wegen. Auch des Essens wegen wäre sie gern weiter geritten. Das kalte Mittag schmeckte heute bei weitem nicht so gut als gestern. Sie wollte ein richtiges warmes Essen haben, wie es in Thingvellir gewesen war und wie sie es im Geysirhotel auch bekommen würde.

Doch allen Argumenten setzte Frau Enkelmann immer das eine entgegen: „Er hat arge Schmerzen. Wir müssen Rücksicht auf ihn nehmen."

Sie bat und bettelte so lange, bis alle nachgaben. Da nahm Eynarson, den Gudmundson von den geänderten Reisedispositionen in Kenntnis setzte, seine Peitsche und ging quer über den Weg auf das Haus zu, zog seine Kappe vom Kopf, schlug mit dem Peitschenstiel gegen die Tür und trat einige Schritt zurück.

„Warum tritt er nicht ein und fragt, ob wir Nachtlager haben können? Vielleicht ist die Tür offen," fragte Dr. Heinicke.

Gudmundson gab die Frage zurück. „Eintreten ohne aufgefordert zu sein? Tritt man in Deutschland in ein Haus, ohne daß der Besitzer es erlaubt hat?"

Im Haus blieb alles still. Eynarson trat wieder vor, klopfte gegen die Tür, trat wieder zurück. Im Haus blieb es still.

„Wir müssen weiter; es ist niemand zu Haus," sagte Dr. Heinicke.

Gudmundson schüttelte den Kopf. „Man muß dreimal klopfen."

Als Eynarson zum drittenmal gegen die Tür schlug, wurde sie von innen geöffnet. Ein hochgewachsener, breitschultriger Mann trat über die Schwelle, schaute mit kleinen blinzelnden Augen, wie einer, der aus dem Dunkel ins Helle tritt, und neigte grüßend den Kopf.

Eynarson brachte, noch immer fünf bis sechs Meter von ihm entfernt stehend, seine Bitte um ein Nachtlager für seine Reisegesellschaft vor. Die Peitsche hatte er neben sich auf den Boden gelegt. Der Bauer machte ein bedenkliches Gesicht. Doch dann nickte er. Die Frauen könnten in der Gaststube schlafen, die Männer in der Badstofa. Es würde sich einrichten lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Du hast gesiegt, Galiläer.

Nach dem Leben erzählt von A. A.

An der großen Außentür des alten Gymnasiums stand der ergraute Pedell, den großen Türschlüssel in der Hand, und sah kopfschüttelnd einem Herrn nach, der als letzter durch diese Tür geschritten war. Es war der Professor X. Tag aus Tag ein, Jahr um Jahr hatte er den Davongehenden über den weiten Hof der Schule schreiten sehen. Immer aufgerichteten Hauptes, mit festem sicherem Schritt. Ein Mann, der klug ins Leben blickte hinter scharf geschliffenen Brillengläsern, und der sich das Leben geformt hatte nach seinem Schnitt. In der letzten Zeit erschien er dem ergrauten Manne an der Pforte anders. Sein Auge blickte nicht mehr so klug und herausfordernd ins Leben. Sein Gang hatte an Elastizität merklich eingebüßt. Sein stolzes Haupt trug er nicht mehr siegesgewiß wie sonst durch den Tag. Es schien eine Last auf seine Schultern gefallen. Und diese Last schien ihm schwer zu schaffen zu machen. Schwer schien er darüber zu grübeln, wie er sie nur loswerden möchte, aber einen Ausweg schien er nicht zu finden. Was mag er haben, dachte der Alte. Dachte es, verschloß die Tür und ging kopfschüttelnd davon.

Der also Beobachtete ging indes seines Weges. An einer Straßenecke begegneten ihm zwei Primaner. Sie zogen zum Gruß tief ihre bunten Mützen; der Professor sah es nicht. Die beiden Schüler blieben stehen, sahen ihm kopfschüttelnd nach, und mit einem „Was der Julian wohl haben mag," gingen auch sie kopfschüttelnd weiter.

Der Julian, so hatten sie ihn genannt auf der Schule. Einen Julian apostata. Ein Abtrünniger war er, wie sein Vorgänger vor vielen hundert Jahren. Zwar nicht eines Kaisers Sohn wie der andere Julian, aber der Sohn eines frommen Vaters, der ihn auf betenden Armen einst seinem Gotte gelobt. Es war dem schlichten Manne nicht leicht geworden, seinem begabten Sohne das Studium zu ermöglichen. Er hatte manches mal, wenn alles Einschränken nichts mehr helfen wollte, und er keinen Weg mehr sah, seinem Sohne die notwendigen Geldmittel zu verschaffen, seinem Gott in der Stille sein Leid geklagt. Und merkwürdig, dieser Gott hatte dann immer noch einen Rat gewußt, wenn der Beter längst an aller Hilfe verzweifelt war. Oft hatte es ihm sein Vater gesagt. Einen Gottesgelehrten wollte er aus seinem Sohne machen, und im Geiste sah er ihn so oft auf erhöhtem Platze vor einer zahlreichen Menge, ihr den Weg zu weisen, den sein Vater selbst kannte, und von dem er sich durch keine Macht der Welt mehr abbringen ließ. Und dann kam ein Tag, da stand der Sohn vor dem Vater und sagte ihm: „Vater, ich kann nicht Theologe werden". Verständnislos hatte ihn der einfache Mann angestarrt. „Ja, Vater", so fuhr er fort, „es tut mir leid, von Herzen leid, dir deinen Herzenswunsch nicht erfüllen zu können, denn ich weiß, wie viel dir daran liegt, und wie sehr du darum gedarbt, um mir ein Fortkommen bisher zu ermöglichen, aber lieber Vater, sei mir nicht böse, ich kann nicht." Und als ihn der Alte immer noch staunend und fassungslos und wortlos ansah, da fuhr er fort: „Ich weiß es ja, es gibt so manchen Theologen, der seinen Weg gegangen ist, und dieser Weg war nicht sein Weg. Aber ich kann es nicht, denn ich kann nicht lügen". Da war es dem Alten langsam aufgedämmert, was seinem Sohne geschehen war. Er hatte nichts gesagt, ihm keinen Vorwurf gemacht, ihm nicht geklagt, nicht gescholten. Still und stumm war er in seine Kammer gewankt, und dort hatte er seine zerbrochene Lebenshoffnung in Ordnung gebracht. Oder hatte er das nicht? — —

Für seinen Sohn hatte er weiter gesorgt und gedarbt. Aber er war ein stiller Mensch geworden, noch stiller, als er vordem schon war. Der Sohn merkte immer noch seines Vaters große Liebe, aber diese Liebe war mit viel Wehmut gemischt. Er tat, was er konnte, um seinem Vater Freude zu bereiten. Er arbeitete fleißig, machte seine Examen mit Auszeichnung, und als er am Gymnasium der Vaterstadt angestellt wurde, welches er selbst einst besucht, da glaubte er seinen Vater doch zufrieden sehen zu dürfen. Aber der Alte legte sich bald darauf hin und starb. Er hatte seinen Lebenszweck erfüllt. Sein Sohn stand auf eigenen Füßen, er hatte keine Aufgabe mehr in der Welt, und sein Sohn war ihm bei aller Liebe innerlich fremd geworden. Seine Geburt hatte ihm das Leben des Weibes gekostet, sein erreichtes Lebensziel machte sein weiteres nun zwecklos.

Damals hatte der Sohn noch einmal die innere Kluft, die ihn und den Vater trennte, tief empfunden. Es war ihm vergönnt gewesen, die erkaltenden Hände des Sterbenden zu halten, bis sie auch seine warme Hand nicht mehr erwärmen konnte. Dann war das Leben geflohen, das nur für ihn gelebt. Er sah den stummen Schmerz in den Augen des Sterbenden über ihn, den nach des Vaters Ansicht verlorenen Sohn. Aber er war es nicht, war es sicher nicht. Denn auf die Träber war er nie gekommen, und würde er nie kommen. Über das Grab hinaus schlug er sich nicht mit diesen Gedanken herum. Was der Vater seinetwillen stumm getragen, das wußte er ja lange nicht ganz. Und was er über ihn oft mit seinem Gotte verhandelt, davon hatte er auch nichts gehört. Das Grab hatte ihn verschlungen, und damit war ja alles aus, denn nachher kam nach seiner wissenschaftlichen Überzeugung das Nichts. Und diese Überzeugung hatte sich bei ihm eingeprägt mit unausrottbarer Gewißheit. Als er zum erstenmal jenen Jenaer Gelehrten gesehen, der alle Rätsel des Lebens so spielend löste, da hatte es ihn hingezogen mit magischer Gewalt. Er hatte seine Bücher verschlungen, seinen Reden atemlos gelauscht, und war sein Jünger geworden bewußter jedenfalls, als die des Nazareners. Von da ab kam der Wendepunkt seines Lebens. Dort hatte er sich eine Weltanschauung errichtet, die für den Glauben seines alten Vaters keinen Raum mehr ließ. Diese seine Weltanschauung hatte er vertreten mit aller Macht seiner wissenschaftlichen Begabung. Er hatte sie seinen Kollegen gegenüber vertreten mit aller Schärfe. Hatte sie seinen Schülern vorgetragen wo er nur konnte. Das Christentum war ihm verhaßt geworden. Jeder, der ihn kannte, kannte auch das sarkastische Lächeln, mit dem er die „dummen Phrasen" von Gott und Ewigkeit abzutun beliebte. Und dieses Verhalten trug ihm den Spitznamen ein, Julian apostata.

Da geschah etwas, was er nie erwartet. Es war im Wartezimmer eines bekannten Arztes. Achtlos hatte seine Hand unter den dort liegenden Büchern gesucht, als ihm ein Büchlein in die Hände fiel mit der Aufschrift: es gibt keinen Tod. Interessiert blickte er näher hin. Welch außergewöhnliche Reklame für einen Arzt, dachte er. Er begann zu lesen, und warf das Buch geringschätzig auf den Tisch. Dann kam der Arzt, und nun sprach er mit ihm über kranke Nerven. Ja, und dann sprach der Mann der medizinischen Wissenschaft etwas von Autosuggestion. Und sagte ihm, wie sehr der materielle Mensch durch das geistige Wesen in ihm beherrscht werden könne, wenn er es verstände, dieses geistige Wesen in sich erstarken zu lassen. Und der Mann der Heilkunde sprach von einer neuen Schule im Westen, und von dem Meister dieser Schule, der innerhalb eines Jahres 50 000 Kranke behandelt nach dieser Methode. Die Mehrzahl hätte er als Gesunde entlassen, die anderen aber jedenfalls erheblich gebessert. Der Andere lächelte. „Mit Autosuggestion behandelt, sagen Sie, und geheilt, sagen Sie?" „Ja", sagte der Arzt. Da lächelte der andere sein bekanntes Lächeln und ging. Aber dies vorhin gefundene Buch erbat er sich, einmal mitnehmen zu dürfen. Er nahm es, las es, warf es oft verächtlich in die Ecke, holte es wieder, und las es so durch. Und sein Urteil lautete: „Blech".

Einige Wochen vergingen, während ihn diese Dinge doch mehr bewegten, als er zugestehen wollte, denn er war Gründlichkeit gewöhnt, und auch hier mußte er sich selber treu bleiben, wenn er mit sich zufrieden bleiben wollte. Er las noch manches über okkulte Dinge, aber sein Urteil lautete noch immer: „Blech". Jedoch verschwand das sarkastische Lächeln bei ihm langsam. Sein Selbstbewußtsein war etwas erschüttert worden.

Noch mehr wurde es, als er eines Tages in einer Tageszeitung einen Aufsatz fand, der ihm seine Ruhe nahm. „Berichte über Spontanphänomene“ stand da zu lesen, und dann wurde eine Spukgeschichte erzählt aus Oberbayern, die die ganze dortige Gegend in Aufruhr versetzt hatte. Als Urheberin mysteriöser Vorgänge wurde ein 15jähriges Mädchen genannt, in dessen Gegenwart sich schwere Gegenstände von selbst von ihren Plätzen entfernten. andere zum Fenster hinein und hinaus flogen, sich laute Klopftöne und Scharren und Schnarchen hören ließen, und kein Mensch eine Ursache ermitteln konnte. Und dann war schließlich eine gelehrte Kommission aus München erschienen, hatte die Sache untersucht, und die Symptome bestätigt. Das Mädchen sei ein gutes Medium. hieß das Gutachten. und es sei Pflicht der Wissenschaft. diese Eigenschaften im Interesse der Wissenschaft weiter auszubilden. Also gab es doch wissenschaftlich anerkannte Medien. Also gab es doch etwas was sich materiell nicht erklären ließ. Merkwürdig! Das bekannte Lächeln war aus dem Gesichte des Herrn Professors ganz verschwunden, und ein tiefer sinnender Ausdruck war an seine Stelle getreten.

Und dann kam das letzte. Er war in einer Sitzung gewesen, wo ein berühmtes Medium seine Kunst gezeigt. Und dort hatte er seinen verstorbenen Vater gesehen. Er sah ihn aus dem Kabinette schreiten, wo das Medium totenähnlich lag. Hatte ihm in die Augen geblickt, in die alten, lieben Augen, die er früher so gut gekannt. und hatte seine Stimme gehört. die er doch so gut unterschied, und diese Stimme hatte ihm Worte gesagt, die er auch im Leben von ihr gehört aber die jetzt ihn ganz anders faßten. War es denn möglich? Gab es denn so etwas? Nein, es konnte, es durfte nicht sein. Sein ganzes Inneres bäumte sich dagegen auf. Der Wissenschaftler schrie nein, und tausendmal nein, und der ruhige Verstand sagte ihm, aber was war es dann? Er hatte es doch mit eigenen Augen gesehen, und die anderen Teilnehmer auch. Es konnte keine Täuschung sein. denn er hatte doch nicht geschlafen. und war doch auch kein Kind, dem man den schwarzen Mann vorgaukelte. Er hatte sich bei diesen rätselhaften Erlebnissen oft über die Augen gestrichen, ob sie ihn auch nicht täuschten. Hatte sich oft in die Haut gekniffen, um zu sehen, ob er auch wirklich wach war. Aber alles war richtig. und die Erscheinungen waren da. Dadurch war seine Weltanschauung ins Wanken gekommen, und drohte wie ein morsches Haus über ihm zusammenzustürzen. Dann hätte sein alter Vater doch recht gehabt. und alle die ungelehrten Leute mit ihm. die von einer Ewigkeit reden. von einem unsterblichen Menschengeiste, und von einem Gotte, zu dem, und von dem er geschaffen sei. Dann hätte jener Mediziner doch Unrecht gehabt, der es stolz ausgesprochen, „ich habe hunderte von Menschenleibern zerschnitten. und habe weder eine Seele. noch einen Raum für diese gefunden“. Auch bei dem Leibe dieses Mediums hätte jener Professor. und alle anderen mit ihm nicht mehr und nicht weniger gefunden, als bei jedem andern Menschen. und doch hatte er es mit eigenen Augen gesehen, wie sich erst aus seinem Munde eine neblige Masse bildete. die dann wie feine Gaze auf die Erde rieselte. und dort sich anhäufte zu einer Masse von vielleicht 60 Metern. Er hatte aus dem Leibe des Mediums Hände hervorgehen sehen. die vorher sicher dort nicht waren, und die keine Sektion ergeben hätte. Er hatte aus den wallenden Nebeln sich Gestalten bilden sehen mit menschlichen Körpern. aber in solcher Schönheit und Formvollendung. wie er das vorher niemals geahnt. Also gibt es doch mehr. als unsere Schulweisheit sich träumen läßt. Der Professor stönte schwer. „Einmal hast du gesiegt, Galiläer, und ich glaube, du wirst auch wieder siegen, denn mit diesem Leben ist doch nicht alles aus!“

Das größere Uebel.

Der berühmte russische Schriftsteller Iwan Turgenjew hatte einst noch einige Kapitel eines Romans zu schreiben, aber die zahlreichen Besuche von Freunden und Bekannten in Baden-Baden machten ihm das Arbeiten unmöglich. Der Verleger drängte. Da reiste Tugenjew ab und machte in einem weltvergessenen Winkel Halt. Nach dem Städtchen Kranichsbach. so lesen wir in der „Täglichen Rundschau“, kam selten ein Fremder. Da Turgenjew meistens in den Abendstunden zu arbeiten pflegte, so lungerte er den ganzen Tag in dem Nest herum. schlenderte durch die Straßen, stand stundenlang vor den Schaufenstern und grübelte. Rätselhafte, geheimnisvolle Erscheinung. Vier Tage vergingen so. Da Turgenjew keine Anspielung verstehen wollte, war am fünften Tage die Geduld der Kleinstädter zu Ende. Als der Dichter sich an die Mittagstafel setzte, traf er auf die Honoratioren der Stadt, welche sich vorgenommen hatten, koste es, was es wolle, zu erforschen, wer der verdächtige Fremde sei. „Schlechtes Wetter,“ begann einer von ihnen das Gespräch. Turgenjew nickte und löffelte schweigend seine Suppe. „Gefällt Ihnen unsere Stadt?“ fragte ein zweiter. Turgenjew nickte wieder. „Haben Sie Geschäfte hier?“ Turgenjew machte eine verneinende Kopfbewegung. „Dann sind Sie wohl zum Vergnügen hier?“ Wieder schüttelte Turgenjew den Kopf. Lange Pause, dann die Frage: „Gedenken Sie noch lange zu bleiben?“ Turgenjew zog die Uhr: „Noch drei Tage, neun Stunden, 17 Minuten.“ — „So genau wissen Sie das?“ — „Gewiß.“ — „Darf man fragen, wie das zugeht?“ Turgenjew strich mit der Hand durch seine schneeweißen Haare und starrte vor sich hin. Plötzlich fuhr er auf: „Meine Herren, Sie haben gewiß von russischen Nihilisten gehört!“ Allgemeiner Schreck. Der Kühnste sagte schüchtern: „Ja.“ Turgenjew rollte die Augen: „Ich bin ein Nihilist. Ich wurde bei einer Verschwörung entdeckt und verhaftet! Meine Herren, Sie wissen doch, wie grausam in Rußland Nihilisten bestraft werden. Mir erging es schrecklich! Ich wurde vor das Gericht geschleppt. Sein Urteil war gräßlich . . .“ Die Kranichsbacher erstarrten. „Ich wurde verurteilt, lebenslänglich in einem Bergwerk Sibiriens, mit Ketten an einen Karren gefesselt, zu arbeiten, oder . . .“ — erschöpft ließ sich Turgenjew in seinen Stuhl fallen — „. . . oder acht Tage nach Kranichsbach in die Verbannung zu gehen . . . und ich Narr habe das letzte gewählt!“



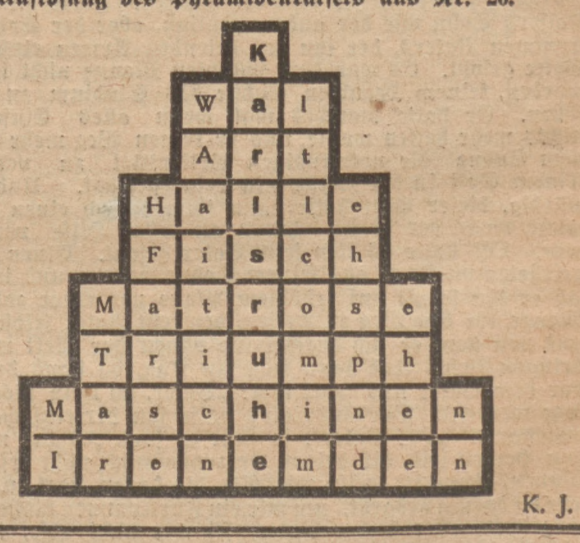
* **Der Nachbar.** Hören Sie, was mir gestern passiert ist. Ich war eben im Begriff, mich zu Tisch zu setzen, als die Klingel ertönte und das Dienstmädchen, pardon, die Hausangestellte, mir einen Herrn Richter ankündigte mit dem Bemerken, er wünschte mich dringend zu sprechen. Richter? frage ich mich. Kenne ich wirklich nicht. Was zum Teufel mag er wollen? Ich lasse ihn also eintreten. „Entschuldigen Sie, Herr Eschmann?“ fragte er mich, indem er mir die Hand entgegenstreckte. „Zu dienen. In welcher Sache kann ich . . .?“ „Verzeihung, wenn ich störe, aber ich lege sehr viel Wert darauf, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, da wir vielleicht bald gute Nachbarn sein können.“ „In der Tat? Sie wollen also in diesem Hause eine Wohnung beziehen?“ „Nein, nein, das nicht. Ich habe heute auf dem Kirchhofe ein Plätzchen gekauft, das Ihrem Familiengrab unmittelbar benachbart ist.“

*

* **Empfehlenswerter Wecker.** Käufer: „Ich möchte einen gebrauchten Wecker haben, aber billig muß er sein.“ Althändler: „Hier habe ich etwas für Sie. Ein vorzügliches Werk, tadellos im Gang. Nur zwei Mark.“ Käufer: „Nanu? Weckt denn der auch?“ Althändler: „Das will ich meinen. Man muß ihn nur vorher etwas schütteln.“

Rätsel-Ecke

Auflösung des Pyramidenrätsels aus Nr. 26.



Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.